

Das andere Amerika

In der Reisereportage „8000 Meilen bis Alaska“ erzählt USA-Korrespondent Klaus Scherer von Menschen, die in der politischen Berichterstattung meist keine Rolle spielen

Egal wie das Wetter wird, in der ARD-Reportage zum Jahreswechsel ist Eis und Schnee garantiert. Seit jeher. Jahrzehntlang schickten große Mehrteiler ihr Publikum mit Filmen von Gerd Ruge, Klaus Bednarz oder Fritz Pleitgen nach Sibirien, seit geraumer Zeit gibt USA-Korrespondent Klaus Scherer den Reiseführer und die Route vor: Go West!

„8000 Meilen bis Alaska“ ist jetzt der Titel einer bildgewaltigen Hochglanzreportage durch Amerikas Norden: von der Felsküste Maines quer durch den Kontinent bis zum Pazifik und weiter zum Eismeer. Unterwegs treffen Scherer und sein Team auf Ökofarmer, die den Pflug wieder von Ackergäulen ziehen lassen, auf Rancher, die sich dem Erhalt der letzten Indianerpferde widmen, und auf einen Helikopterpiloten, der an den Niagarafällen einem aussichtslosen Job nachgeht: Lebensmüde retten. Frostiges Ziel der Tour sind die Diomedes-Inseln im Fadenkreuz von Datumsgrenze und Polarkreis, die teils in Amerika und teils in Russland liegen und wo ein Schneesturm das Filmteam für Tage gefangen hält.

„Man muss die Städte verlassen, um Amerika zu verstehen“, so das Credo des Reporters, dessen Film am Neujahrsvorabend im Ersten läuft. Übrigens Scherers letzter großer Film, bevor er nach fünf Jahren USA Mitte 2012 nach Deutschland zurückkehrt.

Auf Ihrer Reportage entdecken Sie das alte Amerika neu. Ist das

alte Amerika das bessere?

Ich glaube, es ist das authentischere. Washington ist nicht Amerika. Washington ist eher eine Scheinwelt...

...in der während Ihrer Dienstzeit ziemlich viel passiert ist.

Ich hatte schon oft Reporter-glück. Als ich in Berlin Volontär war, fiel die Mauer. Als ich Korrespondent in Japan wurde, konnte ich nach Nordkorea reisen, was davor viel schwieriger war. Dann schockte ein Beinahe-GAU in einer Atomanlage die Japaner, und auf den Philippinen begann eine wochenlange Geiselkrise. So etwas spült Sie natürlich in die Nachrichten.

Später standen Sie wiederum öfter vor dem Weißen Haus.

Amerika wird natürlich viel wichtiger genommen. Wenn Sie die Welt in Schubladen stecken, dann gilt Asien als exotisch, China zudem als gefährlich, Russland als dramatisch und Amerika als wichtig. Wenn Bush sich an einer Brezel verschluckt hatte, dann war sogar das wichtig.

Die Welt stand kopf, als Obama Präsident wurde. Sie auch?

Das war sicher Geschichte. Ich war in der Wahlnacht als Reporter in Chicago. Als ich von dort meldete, dass Obama gewonnen hat und mit seiner Familie auf die Bühne kommt, da sah ich, wie vor mir mein Kameramann weint und unsere Producerin und der Tontechniker gleich mit. Übrigens alles Amerikaner.

Von dieser Begeisterung ist nicht mehr viel übrig, oder?

Keine zwei Jahre später hat man den Eindruck, die wol-

len ihn alle zum Teufel jagen. Obwohl das nicht stimmt. Aber ich sehe mit Faszination zu, was aus Obama wird. Wer von ihm enttäuscht ist, muss allerdings auch von Amerika enttäuscht sein.

Sind Sie denn enttäuscht?

Ja, denn hier knallten zuletzt wirklich die Sicherungen raus. Man macht hier immer zuerst den Präsidenten für alles verantwortlich. Das ist nicht immer fair, vor allem wenn er von Ultrarechten blockiert wird, denen in der eigenen Partei keiner entgegentritt. Trotzdem kann einen dieses Land begeistern, in seiner Natur und in den Charakteren, auf die man trifft.

Was beeindruckt Sie auf Ihren Reportagerreisen durch die USA?

Allein die Ausmaße. In jedem Inlandsflieger sitzt einer mit Flipflops und einer mit Pelzmütze. Das ist kein Land, das ist ein Kontinent. Ich arbeite hier schon mal zeitgleich an einem Film über Computer-genie Steve Jobs und über Inuit, die in der Behringstraße am Eisloch fischen.

Spiegeln Ihre Reisen zu Inuit und Pferdezüchtern die Sehnsucht nach Einfachheit in Zeiten komplizierter Politik wider, nach klaren Konflikten wie dem zwischen Farmern und Ranchern?

Natürlich gab es hier immer Konflikte. Auch der Zoff um Obamas Gesundheitsreform war ja nicht neu. Politiker wie Ted Kennedy wurden noch in den 1970ern bespuckt, und das in Boston, weil schwarze Kinder im selben Schulbus mit weißen Kindern fahren sollten.

In einer Zeit, in der die USA für Deutsche ein Traumland waren.

Oder des Teufels, wenn Sie die Antiimperialisten fragten. Es gab immer beides. Grundsatzkritik einerseits, aber auch das Gebot der Transatlantiker, Amerika immer zu folgen, schon aus Dankbarkeit wegen der Nachkriegshilfe.

Aber gibt es nicht noch ein anderes Amerika?

Es gibt viele. In unserem Film ist es nun das Amerika jenseits des Washingtoner Schlagabtauschs, jenseits der Städte, bei Leuten, die eigene Wege gehen. Die begleiten wir. Das beantwortet nicht, ob Obama wiedergewählt wird. Aber ich bin ja nicht Journalist geworden, weil ich auf alles eine Antwort habe. Da bin ich lieber Frager.

...und ein Erzähler, der aus kleinen Geschichten eine große macht. Sie treffen die Leute und zeigen die Landschaft. Worauf legen Sie besonderen Wert?

Auf den Mix aus faszinierenden Bildern, von den Niagarafällen etwa oder vom Eismeer, und aus interessanten Menschen, die sich dort bewegen. Neuengland, die Großen Seen, die Großen Ebenen, die Rocky Mountains, Alaska. Auch das Reisen selbst, ob im Boot, auf Schneeschuhen oder im Hubschrauber, ist Teil der Geschichte.

Sie sind selbst oft im Bild, füttern Kälbchen, reiten, streichen Bojen bei Fischern.

Ich will ja nicht nur vor einer Tür stehen und quasseln, ich möchte auch reingehen und zeigen, was die Leute so machen, und vielleicht kann

ich ja mitmachen, um mehr zu erfahren: Wie riecht etwas? Wie fühlt es sich an?

Sie selbst sind eigentlich Ihr größtes Erfolgsgeheimnis.

Nennen Sie es Reporterneugier im Dienste des Zuschauers. Das war schon in Asien so, wo ich in den getrockneten Manta beißen musste, oder am Polarkreis in Walfett. Dafür zahlt er sicher gerne Gebühren, dass er dann mal sehen kann, wie sich mein Gesicht verändert, und er muss es nicht essen. *(lacht)*

Sie waren lange Japan-Korrespondent, Ihre Frau ist Halbjapanerin, zwei Ihrer drei Kinder

sind dort geboren. Wie haben Sie Fukushima erlebt?

Traurig, tragisch, beängstigend. Wir kennen Leute im Umland, haben ihnen angeboten, zu uns zu kommen. Die Schicksalsergebenheit der Japaner ist zwar berühmt. Aber was Schicksal ist wie ein Tsunami und was menschengemacht wie ein Atomdesaster, das unterscheiden auch Japaner nun genauer. Und ihr Land besitzt enorme Eigenkräfte. Ich bin sicher, es arbeitet sich schneller aus der Krise, als wir vermuten.

Aus Japan hätten Sie ein Maß an Gelassenheit mitgenommen,

sagten Sie einmal. Was hat Sie Amerika gelehrt?

Was ich auch auf dieser Reise wieder bewundert habe, ist die Flexibilität der Menschen, einfach mal etwas anderes zu machen. Da sind Japaner und Deutsche eher gehemmt. Die Amerikaner sind noch immer entschlossfreudig, glaube ich. Nennen Sie es meinerwegen Pioniergeist – davon wünsche ich mir etwas.

Hat sich Ihr Blick auf Deutschland in Übersee verändert?

Ich habe oft das Gefühl, ich schaue hier ein wenig in unsere Zukunft. Nehmen Sie die groteske Kluft zwischen

Arm und Reich, die wird auch bei uns größer. Oder wie hier die Medien berichten, wie strohfeurig und allein auf Dramatik gebürstet, bis in die Nachrichten hinein. **Werden Sie, zurück in Deutschland, etwas vermissen?**

Ich habe hier viel Herzlichkeit erlebt – und wenn es an der Supermarktkasse war.

Und worauf können Sie gut verzichten?

Auf Übernachtungen in Motels. Ein Bett mit Parkplatz, es gibt nichts Trostloseres auf der Welt.

**So 1.1. ARD 18.15 Uhr
8000 Meilen bis Alaska**

Journalist & Abenteurer

Klaus Scherer (50) war ab 1999 Fernost-Korrespondent mit Sitz in Tokio und arbeitet seit 2007 im ARD-Studio Washington. Neben der aktuellen Berichterstattung für

„Tagesschau“ und „Tagesthemmen“ produziert der Journalist Dokus und Abenteuer-Reportagen, für die er u. a. den Adolf-Grimme-Preis erhielt. In der ARD liefen zuletzt Scherers Hundeschlitten-Abenteuer

„Im Bann des Yukon“ sowie die Reportage „Angriff aus dem Internet“ über internationale Cyberkriminalität; vor Obamas Präsidentenwahl schilderte er den „Alltag einer Supermacht“.